

Ein Arzt erzählt Kulturgeschichte [Fortsetzung]

Autor(en): **Major, Ralph H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 11

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751668>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Arzt erzählt Kulturgeschichte

VON RALPH H. MAJOR

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT KANSAS CITY

Deutsch von Viktor Polzer

Copyright by Paul Zsolnay Verlag, Wien-Berlin

«Kerkerfieber».

2. Fortsetzung

Im Jahre 1501 durchschritt eine junge Italienerin auf der Flucht vor der Pest die Tore Mailands und zog die Straße gen Pavia. Zurück blieb in der Stadt ein gewisser Fazio Cardan, mit dem sie zusammengelebt hatte. Es wäre vielleicht Flunkerei, wollte man die Beziehungen zwischen der schönen jungen Clara Micheria und dem zahnlosen, kahlköpfigen Sechshundfünfziger Fazio als unerlaubte Liebe bezeichnen. Vielmehr spricht alles dafür, daß Clara ihren Fazio verabscheute, indes, wie auch immer, war sie nahe daran, ihn mit einem Erben zu beglücken — zu ihrer Schmach und seinem Verdruß. Clara hatte etliche Arzneien versucht, um dem Naturereignis zu begegnen, doch alle versagten. Während ihre Gedanken in die Irre gingen bei Erwägung der Zukunft und in Trübsal versanken angesichts der Unmöglichkeit, den Lauf der Dinge zu ändern, brach über Mailand die Pest herein. Clara floh mit den übrigen, trug ihre Schmach bei sich und ließ den alten Fazio zurück. Etliche Tage später schenkte sie zu Pavia einem kräftigen, munteren Knäblein das Leben.

Es war Geronimo Cardan, der einer der Großen seiner Zeit werden sollte. Doch seine Mutter zeigte wenig Neigung für den Wechselbalg und übergab ihn einer Amme. Leider ward kaum nach Monatsfrist die Amme von der Pest ergriffen und starb. Desgleichen fielen Claras drei Kinder, die sie in Mailand zurückgelassen hatte, der Seuche zum Opfer, und so blieb Geronimo als einziges übrig, «aufbewahrt», wie er später schrieb, «ich weiß nicht: durch Gottes Gnade oder Zorn».

Mit der Zeit wurde aus Geronimo ein Arzt, er nahm zur Ausübung seines Berufes in der kleinen Stadt Sacco Quartier, gab sich zwecks Beschaffung des Lebensunterhaltes dem Spiel hin und fing an, zur Kurzweil Bücher zu schreiben. In einem seiner ersten Werke, einer Abhandlung über Spiele und Spieler, spricht er über das Würfeln und dessen Gewinnchancen, über die verschiedenen Karten, die dazumal im Gebrauch standen und nun sorgfältig beschrieben werden, über die Abarten des Mogels und andere interessante Dinge. Doch erwägt er auch die Moral des Würfels und die Ehrengesetze, die, so bemerkt er, für Spieler genau so gelten wie für Diebe.

Geronimo hatte in Sacco als Arzt, Autor und Spieler kein Glück, drum verließ er die Stadt und tauchte bald darauf mit Weib und Kind in Mailand auf — vollkommen mittellos. Im städtischen Armenhaus gewährte man ihnen Obdach. Nach wenigen Tagen erwachten Geronimos Lebensgeister und er wandte sich wiederum den früheren Zerstreuungen zu, dem Spiel und der Schriftstellerei. Jetzt beschloß er, ein medizinisches Werk zu schreiben, weil er hoffte, es könnte ihm Praxis bringen und seine Stellung in der Zukunft verbessern. So setzte er sich nieder und schrieb in vierzehn Tagen ein Buch «Ueber die unzulängliche Ausübung der Heilkunst im allgemeinen». Das Werk war klug und fand reißend Absatz, doch läßt sich nur schwer begreifen, wie Cardan erwarten konnte, die Schrift werde seine Stellung verbessern, wo sie doch darauf ausging, die Irrtümer der Aerzte in Diagnose und Therapie darzulegen. Natürlich spien die Mailänder Doctores Feuer und Flammen. Sie verweigerten

Cardan die Aufnahme in die medizinische Fakultät und verunglimpften ihn bei jedem Anlaß. Tiefe Niederlagen bemächtigte sich seiner, denn er hatte wirklich gehofft, das Werk werde ihm Ruhm und Ehre schaffen. «Doch während ich mir Ehre erwartete», sprach er, «erntete ich nichts als Schmach!» Viele Jahre später schrieb er: «Errötend muß ich bekennen, daß jenes Werk mehr als dreihundert Schnitzer enthielt, ohngeachtet der Druckfehler.»

Solch ein Rückschlag mochte Cardan betrübt haben, allein er entmutigte ihn nicht, zumindest nicht so weit, daß er deswegen die Schriftstellerlaufbahn aufgab. Bis zum Alter von siebzig Jahren hatte er vierhundert Werke verfaßt und hätte gewiß noch weiter geschrieben, wäre er nicht vom Papst eingekerkert und nur unter der Bedingung freigelassen worden, daß er Kiefedern und Tintenfaß auf den Mist wüferte und nie wieder eine Zeile schrieb.

Cardans Buch von der «Unzulänglichen Ausübung» enthält die älteste Beschreibung einer verheerenden Seuche, die wir heute «Flecktyphus» oder «Fleckfieber» nennen. Cardan bezeichnete sie als «Flohbiß-Krankheit», weil die Patienten kleine Flecke auf die Haut bekamen, die Flohbissen gleich. Wie die meisten Krankheiten vergab sie ihren Ursprung im Nebel einer unerforschlichen Vergangenheit, bis Cardan sie dem Dunkel entriß und ihr einen Namen gab.

Seinen Doktorhut hatte unser Freund an der Universität Padua erworben. Padua war im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert zweifellos die größte medizinische Schule Europas. Ja, es bleibt dahingestellt, ob überhaupt irgendeine frühere oder spätere medizinische Fakultät ein so ausgezeichnetes Professorenkollegium oder eine so glänzende Liste Graduiert aufweisen kann. Ein Verzeichnis aller an der Paduaner Universität promovierten Aerzte stellt gleichsam einen «medizinischen Gelehrten-Kalender» mit zweihundert Jahrgängen dar. Von den Mitgliedern der Fakultät seien nur genannt: Vesalius, der Vater der Anatomie, Galilei, der große Astronom, und Sanctorius, der Vater des Metabolismus. Aus ganz Europa strömten Lernbessene hierher, viele sogar aus dem fernen England. John Caius, den Shakespeare in den «Lustigen Weibern von Windsor» unsterblich machte und nach seiner Heimkehr ein College in Cambridge gründete, wurde in Padua promoviert, wie auch ein anderer junger Engländer: er hieß William Harvey und entdeckte später den Blutkreislauf.

Um das Jahr 1500 studierten zu Padua drei junge Leute. Sie waren unzertrennliche Stubengenossen und blieben ihr ganzes Leben lang durch treue Freundschaft verbunden: Pietro Bembo, der Theologe, Andrea Naugerio, der Jurist, und Girolamo Fracastoro, der Mediziner. Alle drei wurden sie Leuchten ihrer Wissenschaften. Bembo ward Kardinal, widmete sich der Geschichtsschreibung und Dichtung und ist einer der größten «Sprachreiger» der italienischen Literatur. Den Historiker der Medizin interessiert er deshalb, weil Fracastoros berühmte Lehrgedicht «Syphilis oder die Franzosenkrankheit», das größte medizinische Gedicht aller Zeiten, dem «Durchlauchtigsten Pietro Bembo» gewidmet ist. Naugerio trat in venezianische Dienste und machte sich alsbald einen

Namen als Staatsmann und Diplomat. Fracastoro bezog nach seiner Promotion in Verona Quartier, übte dort den ärztlichen Beruf aus und beschäftigte sich zur Zerstreuung mit Musik, Poesie, Geologie, Botanik und Astronomie. Keine seiner musikalischen Schöpfungen ist erhalten, die seine kompositorischen Fähigkeiten erweisen könnte, doch machte er bedeutsame Entdeckungen auf geologischem, botanischem und astronomischem Gebiet und sein obenerwähntes, dem Kardinal gewidmetes Lehrgedicht war das beliebteste und meistgelesene Poem der Zeit. Indes vernachlässigte er darüber nicht die Praxis. Es heißt, in seinem Wartezimmer hätten sich Herzöge, Grafen, Barone und Bischöfe gedrängt und halb Europas gekrönte Häupter seien nach Verona gekommen, um ihn zu befragen.

Durch das kluge Lehrgedicht über die Franzosenkrankheit steht Fracastoro bei der Nachwelt in bestem Andenken; doch sein größtes medizinisches Werk bleibt die Abhandlung über die Infektion. Im vorhergehenden Kapitel ist der Name Athanasius Kircher gefallen, jenes geistvollen alten Jesuiten, der faules Fleisch unter dem Mikroskop untersuchte und, als er ganze Schwärme von Bakterien wahrnahm, den Schluß zog, diese kleinen Wesen verursachten Fäulnis und daher auch Krankheit. Fracastoro, mehr als ein Jahrhundert vor Kircher zur Welt gekommen, benutzte kein Mikroskop. Aus seinen Beobachtungen des Verlaufs ansteckender Krankheiten, ihres Uebergangs von einem zum andern, ihrer Uebertragung durch Kleider, Bettwäsche oder Möbelstücke, kam er zur Folgerung, solche Krankheiten gingen auf Partikelchen zurück, unsichtbar dem nicht bewaffneten Auge, doch imstande, den Weg von einem Menschen zum andern zu nehmen — eine glänzende Deduktion und keineswegs eine bloße Schreibtisch-Hypothese, sondern ein Schluß aus sorgfältigster und peinlichster Beobachtung.

In Fracastoros Werk über die «Ansteckenden Krankheiten» zieht ein Abschnitt über das «Fleckige Fieber» unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es ist dies ein Bericht über das, was Cardan «Flohbiß-Krankheit» nannte, nur dem Cardanschen weit überlegen. Cardans Buch war hauptsächlich zu dem Zweck geschrieben, bei den Mailänder Fachkollegen Aufsehen zu machen. Fracastoros Werk dankt sein Entstehen einem reiferen Geist, einem erfahreneren Arzt, einem Forscher, der nicht mehr und nicht weniger bieten will als die gewissenhafte Schilderung einer großen Epidemie. Er beginnt seinen Bericht mit einer Trauerkundgebung, geweiht dem Andenken des alten Freundes und Studiengefährten Andrea Naugerio. Seit der Promotion an der Universität zu Padua war Naugerio eine höchst bedeutsame Persönlichkeit in Venedig geworden, bekannt als Gönner der Künste und schönen Wissenschaften wie als Gelehrter. Wiederholt hatte er der Republik ausgezeichnete Dienste geleistet; 1529 wurde er zum Gesandten am Hof König Franz I. von Frankreich ernannt. Franz I. war in die italienischen Angelegenheiten stark verwickelt und Venedig entbot einen seiner geschicktesten Unterhändler an den Valois-hof. Doch Naugerio war kaum an seinem Bestimmungs-orte angelangt, als ein tödliches Fleckfieber ihn erfaßte und er alsbald aus dem Leben schied. Fracastoro wertete ausführlich bei dem Bericht über die Tugenden des

toten Freundes, bei dessen Bemühungen um die Erhaltung des europäischen Friedens, beschreibt mit allen Einzelheiten Naugerios Begräbnis und gibt die Nachrufe wieder, die man seiner Persönlichkeit widmete.

Im Todesjahre Naugerios erlebte Fracastoro eine fürchterliche Flektyphus-Epidemie in Italien und zeichnete ihre sämtlichen Symptome auf — Fieber, Delirium, Durst und vor allem Auftreten kleiner Flecken, die Märsen sehr ähnlich sahen. Er berichtet uns nicht, wieviele Opfer die Krankheit forderte, sagt aber, sie sei äußerst ansteckend und meist tödlich gewesen. Wenige Jahre später tauchte die Seuche in Toskana auf und vernichtete mehr als hunderttausend Menschenleben.

Die Geschichte Europas ist zu einem Gutteil erfüllt vom Kampf um die Vorherrschaft zwischen Franz I., König von Frankreich, und Karl V., König von Spanien und römisch-deutschem Kaiser. Der erste entscheidende Gang dieses Ringens wurde in Italien ausgekämpft und Karl trug einen großen Sieg davon, fast durchaus dank der Mithilfe eines fürchterlichen und unverhofften Bundesgenossen — des Fleckfiebers.

Anno 1528 stand das Heer Karls in Neapel, unter dem Oberbefehl Philiberts, Prinzen von Orange. Erschöpft durch die unablässigen Schlachten, dezimiert durch Krankheit und ewigen Kriegsdienst, bildeten etwa zehntausend Mann den Rest der einst mächtigen Armee, die Norditalien erobert und sogar Rom geplündert hatte. Die Landsknechte waren verzagt, der Proviant knapp und die Mannszucht so gut wie verschwunden. Der Prinz von Orange richtete verzweifelte Hilferufe an Karl, erhielt aber bloß die entmutigende Antwort, des Kaisers Hände seien augenblicks zu übertoll beschäftigt, um irgendwem zu helfen, und der Prinz müsse selbst für sich sorgen.

Sowie Franz I. von der Notlage des Prinzen von Orange erfuhr, entsandte er einen seiner vertrauenswürdigsten Generäle, den Marschall Lautrec, mit einer stattlichen Armee und der Ordre, Neapel einzunehmen und den Gegner aufs Haupt zu schlagen. Die französische Streitmacht, mehr als zweimal so stark wie die kaiserliche, belagerte Neapel. Der Ausgang des ungleichen Kampfes schien unzweifelhaft, da brach plötzlich eine fürchterliche Flektyphus-Epidemie im französischen Lager aus. In kurzer Zeit sank der Stand des Heeres von fünf- und zwanzigtausend auf viertausend Mann und der Marschall selbst fiel der Seuche zum Opfer. Der Rest trat Hals über Kopf den Rückzug an. Prinz von Orange machte mit seinen Kriegern einen Ausfall aus der Stadt, fiel über die abziehenden Truppen her und rieb sie auf. Es war der Todesreich für Franzens Absichten in Italien. Fast zwei Jahrhunderte lang blieb Neapel spanisch.

Das Fleckfieber, das Karl derart den Sieg eingetragen hatte, verkehrte bei einer andern denkwürdigen Gelegenheit, der Abwechslung halber, das Kriegsglück gegen ihn. Im Winter 1552 belagerte der Kaiser mit einem großen Heer die Stadt Metz; die französische Verteidigungsarmee hörte auf den Befehl des Herzogs von Guise. Karl verfügte über mehr als sechzigtausend Söldner, während die Eingeschlossenen zwischen fünf- und sechstausend Mann zählten. Das Spiel stand so ungleich, daß der Ausgang des Kampfes kaum fraglich schien, als jählings das «fleckige Fieber» unter den Kaiserlichen ausbrach. Die Soldaten starben so rasch, Schreck und Entartung griffen derart um sich, daß Karl die Belagerung aufhob und schleunigst zum Rückzug blasen ließ. Seine Armee verlor durch die Seuche dreißigtausend Mann — die Hälfte ihrer Gesamtstärke. Ambroise Paré, der berühmte französische Wundarzt, gehörte den Truppen des Herzogs von Guise an; er hat uns erschütternde Szenenbilder von Tod und Verwüstung im rückflutenden Kaiserheer hinterlassen. «Alsobald begab man sich dorthin, wo jene gelagert», schrieb er, «und ersah dortselben etzliche unbestattete Leichname und die Erd' ganz auf- und umgegraben, als wär's auf dem St. Innozenz-Freihof zur Zeit der Pest. Und gleicherweis hinterließen sie in ihren Quartieren, Hütten und Gezelten Bresthafte in großer Zahl. Fuhrleute, die die Rückzugsstraße der kaiserlichen Armee benutzten, kehrte heim und taten uns kund, daß Weg und Steg gepflastert seind mit Leichen und aber Leichen. Viele Soldaten büßten so ihr Leben ein», schließt Paré höchst naiv, «vor Aerger, daß sie die Veste nit nehmen kunnten, um uns die Hälse abzuschneiden und hernach zu plündern.»

Um diese Zeit kam es zu wiederholten Ausbrüchen des «fleckigen Fiebers» in ganz Europa. Weit und breit stand der Erdteil in Waffen, die Heere zogen dahin und dorthin, fochten, wo sich Anlaß dazu bot, und verbrachten die Kampfpausen mit Sengen, Brennen und Plündern. Die neue Krankheit brach jeweils unter den Landsknechten aus und wurde durch ihre fortwährenden Märsche weiter und weiter getragen. 1544 belagerte die kaiserliche Armee unter Joachim von Brandenburg Ofen, damals eine Türkenstadt. Der Flektyphus erfaßte das abendländische Heer, auch diesmal gingen mehr als dreißigtausend Soldaten zugrunde und die Truppen waren zum Rückzug gezwungen. Budapest aber blieb fast anderthalb Jahrhunderte weiterhin unter der Herrschaft eines türkischen Paschas. 1566 entstand der «Morbus Hungaricus», die berüchtigte «ungarische Krankheit» — nichts als ein anderer Name für Fleckfieber — im Heer Kaiser Maximilians II., das damals in Ungarn stand, und breitete sich jählings über das ganze Festland Europas aus. Im fernen Amerika, zumal in Mexiko, tauchte eine

ähnliche Seuche auf und wurde von Francisco Bravo, einem spanischen Arzt, als «tabardillo» beschrieben. Weiter unten kommen wir auf diesen, schon bei den Azteken durchaus nicht seltenen «tabardillo» zurück, auf diese mexikanische Krankheitsform, deren Studium Dr. Houard Ricketts das Leben kostete, einem der glanzvollsten jungen Forscher, die Amerika hervorgebracht hat.

Keineswegs beschränkte sich das Unheil auf das europäische oder amerikanische Festland. Es griff auch auf England und richtete dort große Verheerungen an. Während der Parlamentskriege belagerte der Earl von Essex als Oberbefehlshaber der Parlamentsarmee im Jahre 1643 Reading, das vom Heer Karls I. verteidigt wurde. Da brach eine grauenvolle Epidemie aus, auf beiden Seiten, bei den Belagerten wie bei den Belagerern. Eine Schilderung dieser fürchterlichen Zeiten wird uns durch Thomas Willis vermittelt, der später einer der berühmtesten Aerzte ganz Englands wurde, damals aber als simpler Mediziner in Oxford studierte. Willis berichtet uns, die Belagerten seien zur Uebergabe gezwungen gewesen, doch als die Seuche immer heftiger wütete, «mußten beide Parteien das Spiel aufgeben und kämpfen von Stund' an, durch viel Monat' hindurch, nicht wider den Feind, sondern wider die Pestilenz. Essex zog mitsamt seinen Truppen ab, wobei er alsbald ein Gutteil seiner Leute verlor; der König indes kehrte nach Oxford zurück, woselbst die Soldaten vorerst auf freiem Felde lagerten und hernach in Städ' und auf Dörfer verteilt wurden; allein auch er erlitt keine viel geringere Einbuß.» Willis' Zeugnis wird durch zeitgenössische Geschichtsschreiber bestätigt. Das Fleckfieber schlug zwei Heere zugleich. Es riß dem Earl von Essex den Sieg aus den Händen und verweigerte ihm höchst unparteiisch dem König genau so. Das Fieber spielte in dieser Periode englischer Geschichte die entscheidende Rolle: Es hinderte beide Heere an einem raschen vernichtenden Endsieg zu Beginn des Krieges.

Allmählich breitete sich die Seuche auch über die bürgerliche Bevölkerung aus und die Leute starben in Massen — «ein Großteil des Volkes ward solcherart hinweggerafft», um mit Willis zu sprechen: «Alsobald das Fieber ein Haus betrat, lief es darin von zuunterst bis zuoberst und in Bälde gab es keine Gesunden mehr, um die Kranken zu pflegen. Ich erinnere mich,» fährt er fort, «daß in so manchem Dorf alle älteren Personen in jenem Jahr sozusagen fortgefegt wurden, derart, daß kaum einer übrig blieb, um die Gerechsamte und Bräuche der Gemeinde aufrechtzuerhalten, wie solche von den Vorvätern überkommen waren.» Von den Bürgern, die sich der Freiheit erfreuten, sprang die Seuche zu den Häftlingen über und fand bei diesen so günstige Bedingungen, daß

FEIN UND MILD
PREIS FR. 1.-

Bekannt unter dem Namen:
"BÄUMLI-HABANA"

HABANA
CIGARETTES
DE
TABACS SUPERIEURS

EDUARD LIECHENBERGER SÖHNE
BEINWIL / SEE SCHWEIZ

Zum Tee

Schnebli

Petit-Beurre

SCHNEBLI
Petit-Beurre
MADE IN
SWITZERLAND

dann sind Sie gut bedient.
In allen besseren Geschäften der
Lebensmittelbranche erhältlich.

Ist dies
das Ende der Jugend..?

Eine kluge Frau wird sich niemals hoffnungslos dem Alter ergeben. Sie wird dem Beispiel tausend anderer Frauen folgen und sich der jahrelangen Erfahrung Elizabeth Bods bedienen. — Es gibt drei einfache Regeln: Gründliche Reinigung, Anregung und Ernährung der Gewebe.

Reinigungs-Creme verflüssigt sich durch Berührung mit der Haut und dringt tief in die Poren

Lotion Divina Haut-Tonic, bleicht sanft, strafft müde Haut und Muskeln

Pasta Divina Haut-Nähr-Creme: Gegen Falten und Linien

Patter Dieser kleine Gummiklopfen belebt und erfrischt. Einige Minuten täglichen Klopfens verbessern bald die verräterischen Falten des Alters

Elizabeth Bock

LONDON W. 1, BERKELEY SQUARE 4
Aarau, Casinostraße 25, Telephone 722
WIEN BERLIN KOPENHAGEN PRAG AMSTERDAM

Zur Einführung unserer feinen Biskuits, vorzügliche Tessiner Spezialitäten, haben wir

FR. 10000.-

für Prämien ausgesetzt.

Die Hälfte, Fr. 5000.- (Natura), verteilen wir an die Löwer nachstehender Aufgabe, ohne jede Kaufverpflichtung, nur um Ihnen unsere Offerte über Biskuits unverbindlich unterbreiten zu können. Sie haben einfach die Lösung mit Ihrer Adresse und Briefmarke für Rückantwort einzusenden. Sie riskieren absolut nichts und können ohne Kauf einen Teil der Fr. 5000.- gewinnen. Im Prospekt, den wir Ihnen dann senden, werden wir Ihnen noch angeben, wie die zweiten Fr. 5000.- Barprämien zu gewinnen sind.

Jeder muß mitmachen, es lohnt sich

Aufgabe:
Schweizer Geldstücke geben Ihnen täglich durch die Finger. Können Sie in jede dieser drei Schweizer Münzen die richtige Wertzahl einsetzen?

Name:

Adresse:

Antwort mit 20 Rappen frankieren. Rückporto beilegen!

BISCOTTI S. A., MURALTO (TESSIN) 93

SCHWEIZ

SOVÄLEN 100 RAPPEN 4.-
20 " VÜRERBUND 4.-
ALBUST 100 RAPPEN 4.-
100 " 100 RAPPEN 4.-

BIN STELL KÄUFEN VON ZWINTIGER
GEHT, AUCH KÄUFEN JAHRLÜNGEN.
VERKAUFEN IN ALLEN SCHWEIZER
GROSSEN HÄNDLERN AUF NAT.-HEILEN

ED. LOCHER, TESSIN (SCHWEIZ)
(GRIENDELSTR. 11)

Das ich's vergessen konnte.

bei Furunkeln
nimmt man doch
ABSZESSIN



Arosa im Märzenschnee

Über einen Meter hoch liegt im März noch der Schnee auf den weltberühmten Abfahrtsrings um Arosa. Nachmittäglicher Skibetrieb bei den Tschuggenhütten.

Pour la joie des skieurs, en mars, les journées sont plus longues, et il y a encore plus d'un mètre de neige à Arosa.

Photo Brand

sie sich in ihren Unterkünften noch erhielt, wenn sie draußen schon längst geschwunden war. Und sie wurde dort so heimisch, daß man sie alsbald in ganz England unter jenem Namen kannte, der ihr länger als ein Jahrhundert verblieb: «Kerkerfieber».

Die englischen Gefängnisse waren im Lande niemals sonderlich beliebt. Auch heute, in unseren verhältnismäßig erleuchteten Zeiten, verfügen wohl nur wenige englische Gefängnisse über gekachelte Badezimmer, marmorne Speisetische und Rundfunkhörer zur Zerstreuung der höchst bedauerlicherweise dort Festgehaltenen. Doch vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert waren die Kerker jedenfalls Kerker. Sie strotzten von Verbrechern, Kriegsgefangenen und Schuldhäftlingen. Noch 1702 saßen in England sechzigtausend Menschen wegen Schulden. Welche Katastrophe, gäbe es heutzutage dort noch Schuldhäft!

Jahrhundertlang warf man in Großbritannien die Schuldner in den «Turm», hielt sie dort fest, «und wofern sie nicht durch Freunde gelöst wurden, verstarben sie am Kerkerfieber.» Erst 1729, als England laut Aussage etlicher Ehrenretter das menschlichste und erleuchtete Volk der Erde trug, setzte das Unterhaus einen Ausschuß ein, «allwelcher den statum derer Gefängnisse in unserem Königreiche zu erkunden habe». Der Bericht der Untersuchungsmitglieder ist ein erschütterndes Dokument. In einem Strafhaus fand man vierzig Menschen in einem Raum von viereinhalb Meter im Geviert und zweieinhalb Meter Höhe eingepfercht. «Es war nicht Platzes genug für alle, sich hinzulegen, aus welcher Ursache ohngefähr die Hälfte der ganzen Zahl zu Häupten der andern in Hängematten schlief.» Der Ausschuß berichtete nur über zwei Gefängnisse. Offenbar mangelte es ihm an Seelenstärke, die Prüfungen fortzusetzen. Nicht viel anders stand es mit den Strafanstalten im Jahr 1742. Mit geringer Anstrengung können wir ausmalen, wie es in früheren Jahrhunderten darin zugeht. Waren die geschilderten Häuser hauptsächlich für Schuldhäftlinge bestimmt, wie mochten dann die Verließe für Diebe, Räuber und andere Verbrecher aussehen! Doch von Zeit zu Zeit nahmen die unglückseligen Teufel eine seltsame und geheimnisvolle Rache an ihren Kerkermeistern und Peinigern. Die außergewöhnliche Vergeltung ist in der Chronik Englands bekannt unter dem Namen der «Schwarzen Assisen».

Die ersten tagten zu Cambridge unter der Regierung Heinrichs VIII., der eine Vorliebe dafür hatte, die Ge-

fängnisse mit Landstreichern zu füllen und Leute auch um kleiner Diebstähle willen aufhängen zu lassen, «ihrer zwanzig zusammen an einem Galgen». Doch am berühmtesten wurden in der Geschichte die «Schwarzen Assisen» von Oxford aus dem Jahr 1577. Bei dieser denkwürdigen Gerichtsverhandlung wurde ein gewisser Rowland Jencks, Buchbinder und Papist, wegen Aufruhrs und Entweihung der protestantischen Religion verhört. Als Jencks und andere Verbrecher zur Anklagebank geführt wurden, stieg ein widerlicher Geruch empor. Das Verfahren fand ungeachtet des immer fürchterlicheren Gestankes seinen Fortgang, Jencks wurde schuldig gesprochen und zum Verlust beider Ohren durch Abschneiden verurteilt. Am selben Tag erkrankten der Oberrichter, der Kronanwalt, zwei Sheriffs, ein Grafschaftsvertreter, fünf Friedensrichter und die meisten übrigen Mitglieder des Gerichtshofes. Ueber sechshundert Menschen bekamen das Fieber in wenigen Tagen, darnach dreihundert weitere, und in kurzer Zeit starben mehr als fünfhundert. Man schob die Schuld an der Epidemie «den teuflischen Machinationen der Papisten» zu. Die Katholiken aber nannten sie «ein wundertäugiges Gottesurteil an der Grausamkeit der Richter.» Der allgemeine Eindruck ging dahin, daß «die Ansteckung ihren Ursprung habe in dem scheußlichen und pestilenzialischen Gestank der Verbrecher, so aus dem Kerker kamen.» Eine alleits wahrgenommene Beobachtung muß festgehalten werden: Wer den Häftlingen am nächsten gesessen war, wurde zuerst von der Krankheit befallen. Noch mehrere «Schwarze Assisen» finden in der englischen Geschichte Erwähnung, und jedesmal waren es die Richter, die Sheriffs, die Beisitzer, kurz alle, die ihre Plätze in unmittelbarer Nähe die Angeklagten innehatten, die jählings erkrankten. Die unwichtigen neugierigen Zuschauer, die weiter hinten saßen und die Häse recken mußten, um den Vorgängen zu folgen, kamen davon. Die Opfer fanden sich auf den reservierten Sitzen.

Dem Studium des «Kerkerfiebers» widmete sich in der Folge mit besonderer Anteilnahme ein Schiffsarzt, Doktor James Lind. Er beobachtete es bei Kriegsgefangenen, vornehmlich Franzosen und Spaniern, die in Seeschlachten gefangen und hernach an Land in Gefängnissen untergebracht worden waren. Desgleichen machte er viele Epidemien mit, die an Bord von Schiffen ausbrachen und späterhin, sobald das Festland erreicht war, von Häftlingen fortgepflanzt wurden. Lind schrieb ein höchst interessantes Buch über das «Kerkerfieber» und schilderte darin einige ungewöhnliche Seuchen.

«Ein ganzer Indianerstamm», erzählt er, «in Neuschottland ist vor nicht allzulanger Frist fast völliger Vernichtung anheimgefallen zufolge etlicher Kleidungsstücke und Decken, die die Krankheit in sich trugen. Anno 1746, da das französische Geschwader unter dem Kommando des Herzogs von Arville den Sommer vor Chebucto, jetzt Halifax, verbrachte, nahm ein ansteckendes Fieber auf den Schiffen überhand und raffte einen erklecklichen Teil der Equipage dahin. Anlässlich der Rückkehr der Flotille nach Europa blieben etliche Decken und alte Gewänder, die in Zelten und Hospitälern dem Gebrauch dienten, unglückseligerweise zurück. Diese verhängnisvollen Behältnisse der Krankheit wurden alsbald von einer Schar Mimak-Indianer begierig aufgeklaut, die von ungefähr des Weges kamen, um den Lagerplatz zu besuchen, und die sich nun mit einigen dieser Stücke bekleideten; andere nahmen sie mit sich und verteilten sie unter die Ihrigen. Die unglückselige Folge solchen Handelns war die fast völlige Ausrottung des Mimack-Stammes; kaum einer, der ihm angehörte, blieb am Leben.»

Dieses Ereignis machte auf Lind den tiefsten Eindruck. Er sagte rund heraus, die Ursache des «Kerkerfiebers» sei völlig unbekannt, betont aber zugleich, wolle man die Uebertragung der Krankheit in ein Gefängnis vermeiden, so sei es wünschenswert, «einen jeden Häftling alsobald nach der Einbringung seiner Lumpen zu entkleiden und diese Fetzen Gewandes in einem Ofen auszuräuchern. Ein solches Tun wird zu gleicher Zeit zwei treffliche Vorsätze erfüllen, indem es sowohl die Ansteckung beseitigt als auch jegliches Ungeziefer vernichtet.»

Wir haben bereits aus mehreren Darstellungen ersehen, daß manche Berichterstatter das Fleckfieber mit Lumpen und Schmutz in Verbindung brachten. Hier wird ein dritter Umstand erwähnt — Ungeziefer. Lind schien am Rande einer großen Entdeckung, da hielt er inne. Doch die Krankheit hielt nicht inne. Sie wütete fort. Wütete in Gefängnissen, Lazaretten, auf Schiffen, in den überstopften Wohnungen der Städte, meistens aber bei den Armen und Elenden. Sie wütete unter den Soldaten des Siebenjährigen, unter den Matrosen des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges. Im Verlaufe des Jahres 1778 wurden laut statistischer Angabe der Britischen Marine zweihundertvierundfünfzig Matrosen getötet, während viertausendachtunderteiner starben, die meisten an «Schiffsfieber».

(Fortsetzung folgt)